

FOTOGRAFISCH DURCH DIE USA

Eingefangene Schatten von Ideen

Zwei Schweizer reisen mit der Kamera durch die USA unter Trump – und treffen auf nostalgische Figuren und irrwitzige Gedanken. Mit ihren Fotografien erzählen sie vom Zerfall einer gemeinsamen Öffentlichkeit.

VON LENNART LABERENZ



Blicke auf die US-amerikanische Enttäuschung von Pierluigi Macor (links) und Ludovic Balland (rechts).

Der grosse Reiter liegt als Schatten über der Landschaft – ein dunkler, ungenau gezeichneter Cowboy vor einer weiten Ebene. Wolken drängen dunkel über den Himmel, links unten steht ein Pferd wie eine Statue beim Flüssen. Die Aufnahme hat etwas Ikonisches: der breite Hut des Reiters, sein Blick auf die Ebene und auf einen Zaun, der das Diesseits, den Besitz und die Grenze zur Wildnis markiert. Der Cowboy ist eine doppeldeutige Figur: eine Gestalt aus der Vergangenheit, nostalgische Erinnerung, aber auch eine Identitätsfigur, deren Freiheitsversprechen bis heute nachwirkt und deren Männlichkeitsattitüde und Umgang mit Waffen die Gegenwart prägen. Ausserdem ist der Cowboy, der irgendwo in der Mitte dieser langen, wundervoll lakonischen Erzählung durch den Bildausschnitt von Pierluigi Macor reitet, ein schlichter, harter Arbeiter.

Macor ist Schweizer, er reist durch fremde, oft befremdliche Teile der USA, hat einen Blick für Spiegelungen und Strukturen. «Bowie, Texas» heisst seine Serie, und von Beginn an ist klar: Ohne Cowboy würde sie nicht funktionieren.

Reallöhne und Abschlussquoten

«I was a paperboy», sagt der Kulturhistoriker Charlie Scheips. Er reitet durch keine texanische Ebene, sondern sitzt auf einem Balkon in New York. Auch ihn hat ein Schweizer fotografiert und interviewt: Ludovic Balland ist 2016 ein halbes Jahr durch die USA gefahren, hat zufällig Menschen getroffen und sie nach dem befragt, was ihnen von den Nachrichten

des vergangenen Tages geblieben ist. Er hat sie gefragt, wie sie lesen, schauen, hören. Und ohne dass Balland zu sehr darauf gedrängt hätte, erscheint in diesem ersten Interview der Zeitungsausträger – lange bevor es um Trump, Clinton und die Mechanismen von Sensation und Nebensächlichem geht.

Die ebenfalls nostalgische Figur des «paperboy» steht für den kindlichen Kleindienst, für den man vom Rad aus Zeitungen – den Blick auf die Welt – verteilt. Aus ihr wächst man heraus, sie bewegt sich auf einem anderen Feld als der Cowboy. Der Kulturhistoriker Scheips weiss, dass er fast nur noch in die Vergangenheit blickt – es ist einer dieser «altmodischen amerikanischen Jobs, die keiner mehr macht».

Gut eineinhalb Jahre nach dem Amtsantritt einer narzisstischen Fernsehfigur als Präsident kann man diese beiden Reisen von Fremden nebeneinanderlegen. Beide scheinen Gedanken des Reporters George Packer zu unterfüttern, der einen tief gehenden Kulturwandel in den USA beobachtet. Mit dem Übergang von der Fertigungs- zur Finanzindustrie habe eine grosse Abwicklung stattgefunden: «Die Lücke schloss eine Macht, die in Amerika immer zur Stelle ist: das organisierte Geld.»

Wie vielfach beschrieben wurde, zeigt sich dieses Geld in New York anders als in Texas. Allerdings stagnieren schon seit Ende der siebziger Jahre Reallöhne und Abschlussquoten der Universitäten, die Industrieproduktion wurde zunehmend in Billiglohnländer verlagert. Der Kapitalismus wurde zu einem weltumspannenden Netz – in dessen Zentrum die US-amerikanische Finanzindustrie, die heute

doppelt so gross ist wie der gesamte Fertigungssektor des Landes.

Die GesprächspartnerInnen von Balland, denen er durch Städte und hinaus aufs Land folgt, merken das. Durch ruhige Unterhaltungen sickert der irrwitzige Zusammenhang zwischen Grundsteuern und Schulfinanzierung – und Ängste, dass Hillary Clinton als Präsidentin vielleicht das Grundrecht abgeschafft hätte, einen Nächsten fast straffrei erschiessen zu können. Viele GesprächspartnerInnen schöpfen Gelassenheit aus der Erkenntnis, dass Lokalpolitik oft wichtiger ist als der Präsident.

Bei Balland ergeben diese Geschichten einen steten Strom. Man schliesst den fantastisch gestalteten Band, der als Monument für die Zeitungskultur daherkommt, mit dem Gefühl, selbst eine längere Reise unternommen zu haben. Man hat das Gefühl, bei zwanglosen Gesprächen mit lustigen oder interessanten Leuten dabei gewesen zu sein. Nur eine zusammenhängende Öffentlichkeit, die diskutiert, eingreift und korrigiert, gibt es nicht mehr. Genau hier kommuniziert Ballands Band mit Macors Bildern. Diese entwerfen keine Fläche, sondern umkreisen ein Zusammenspiel: Kulturelle Armut, Bigotterie, Freiheitssehnsucht, Weltfremdheit, Verlassenheit spiegeln sich in Topografie, Architektur, Städtebau.

Zeit, sich umzublicken

Karstige Landschaften bergen noch Schatten von Ideen, Bauten, Wahnwitz. Zeichenhaft entleerte Garagenfronten reihen sich. Zuletzt müde, enttäuschte Gesichter: Vermutlich

wissen ihre BesitzerInnen, dass alle grossen texanischen Städte ausser Fort Worth demokratisch regiert werden. Haben davon gehört, dass in Houston – eine der sozial, ethnisch und religiös facettenreichsten Städte des Landes – auf die erste lesbische Bürgermeisterin der zweite Schwarze im Amt folgte und Trump im Bundesstaat nur 52 Prozent der Stimmen holte.

Vielleicht blicken wir also in Gesichter, die jeden Tag die Enttäuschung spiegeln, vom Versprechen des amerikanischen Traums hintergangen worden zu sein. Dazu kommen eine miserable Gesundheitsversorgung, katastrophale Bildungsinstitutionen und das Getetze zwischen schlecht bezahlten Jobs. Dazwischen bleibt ihnen entweder nicht viel Zeit, um sich lange umzublicken, oder viel zu viel. Würde Macor ihnen die Aufnahme mit dem Cowboy zeigen oder Scheips ihnen von seiner Vergangenheit als Paperboy erzählen, kann man sich vorstellen, wie sie lächelnd sagen würden: «Oh, that's great.»

Pierluigi Macor: «Bowie, Texas». Edition Patrick Frey. Zürich 2018. 180 Seiten. 60 Franken.

Ludovic Balland: «American Readers at Home». Verlag Scheidegger & Spiess. Zürich 2018. 548 Seiten. 75 Franken.



LITERATUR

Kairo als Mosaik



Susanne Schanda: «Kairo Kater». Lokwort Verlag, Bern 2018. 280 Seiten. 32 Franken.

Kairo pulsiert, die Farben, die Geräusche, die Gerüche. Die vielen Menschen auf der Strasse. Das ägyptische Arabisch, das der 33-jährigen Nura leicht über die Lippen geht, obwohl sie im Primarschulalter mit ihrer Schweizer Mutter und dem ägyptischen Vater in die Schweiz gezogen ist. Es sind die revolutionären Ereignisse rund um den Tahrirplatz in Kairo, die ihr Interesse an ihrer Geburtsstadt neu entfachten. Ein halbes Jahr später, im Herbst 2011, sind die Kräfte des Aufbruchs noch zu spüren – der sich ankündigende Backlash aber auch. Bei ihrem Besuch beginnt Nura langsam, diesen zu verstehen.

Die Journalistin Susanne Schanda fügt in ihrem Erstling «Kairo Kater» verschiedene

Begegnungen zu einem Mosaik der ägyptischen Hauptstadt zusammen. Die Protagonistin Nura verlängert ihren Aufenthalt in Kairo, wohin sie eigentlich bloss ein Treffen mit einem ägyptischen Schriftsteller führte, dessen Werk sie übersetzt. Zeitweise sehnt sie sich nach der Schweiz, doch einige Beziehungen in Kairo machen es ihr schwer zu gehen: ihr Vater, ein ehemaliger Freund ihrer Mutter, die engste Freundin aus der Kindheit, ihr Jugendfreund, zu dem sie sich sofort wieder hingezogen fühlt. Diese Treffen helfen Nura, die Zerrissenheit ihrer Eltern zu verstehen, die sich entschieden hatten, gemeinsam in die Schweiz zu gehen, bevor der Vater alleine nach Kairo zurückkehrte.

Über alte FreundInnen taucht Nura nun auch in die ägyptische Gegenwart ein. So verfolgt etwa ihr früherer Freund als Juniorpartner eines Immobilienmagnaten zwielichtige Geschäfte im Wohnungsbau. Dieser Erzählstrang lässt den Roman zunehmend an einen Politkrimi erinnern.

Trotz der verschiedenen Beziehungen und allem anderen, was Nura in Kairo hält, hat sie dennoch mit Identitätskonflikten zu kämpfen. Wie in der Schweiz, wo zum Beispiel ihre Lehrerin sie konsequent Nora nannte, bleibt Nura auch in Ägypten die Fremde. Leider gelingt es Susanne Schanda nur begrenzt, ihrer Protagonistin die dafür wünschenswerte Tiefe zu verleihen. RAHEL LOCHER

FILM

Ein Märchen, entzaubert



«Lazzaro felice». Regie und Drehbuch: Alice Rohrwacher. Jetzt im Kino.

Man verwendet die Metapher von den fremden Welten, in die uns das Kino entführt, viel zu oft. Wie verbraucht und abgestanden die Formulierung ist, merkt man bei einem Film wie «Lazzaro felice». Denn Alice Rohrwacher gelingt in ihrem dritten Spielfilm genau das: Sie entführt uns in eine Welt, in der wir uns nicht auskennen, weshalb wir nie wissen, was als Nächstes passiert. Ihr Film ist aber keine Zirkusnummer, in der Häschen aus Zylindern gezogen werden, sondern bleibt in gewisser Weise so bodenständig und unverstellt wie die hinterwälderischen DorfbewohnerInnen, von denen er handelt.

In der ersten Hälfte sieht man, wie diese scheinbar verwunschene Gemeinschaft tief in

der italienischen Provinz ein Leben wie noch zu feudalen Zeiten führt. Zwischen kahlen Felsen fristet die kleine Gruppe von Männern, Frauen und Kindern ein karges, bäuerliches Dasein. Sie werden von einer Gräfin ausgebeutet, die sie, so reimt man es sich aus überhört Dialogfetzen zusammen, durch Verschuldung in einer Art Leibeigenschaft hält. Unter ihnen gibt es einen, der nie klagt und den sie deshalb für jede Art von Handlangerdienst anrufen: Lazzaro! Nie widerspricht er, dieser sanftmütige junge Mann (mit seelenvollen Augen und charmanter Ungelenkigkeit verkörpert von Laiendarsteller Adriano Tardiolo). Auch dem Sohn der Gräfin nicht, der eine zu Beginn sehr einseitig erscheinende Freundschaft mit ihm

anfängt. Aber dann kommt tatsächlich alles anders, als man denkt.

Es gibt Vollmondnächte, einen geheimnisvollen Wolf, und dem ausbeuterischen Treiben der Gräfin wird unversehens das Handwerk gelegt. Die Zeit vergeht, aber Lazzaro altert nicht – auch nicht, als der Film seinen Schauplatz vom Land in die Stadt verlegt. Mehr soll nicht verraten werden, weil das Staunen darüber, wie selbstverständlich Rohrwacher ihre Übergänge von Märchen zu Neorealismus zu Parabel gestaltet, den grossen Reiz dieses Films ausmachen. Unschwer als Nachfahrin von Pier Paolo Pasolini und Federico Fellini zu erkennen, findet sie dabei ihre ganz eigene Tonart. BARBARA SCHWEIZERHOF